



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zwei starke Knaben.

sehen, die man aber hierzulande doppelt so stark fühlt, als in Deutschland — sonst hätten wir im Freien Schule gehalten. Doch daran war gar nicht zu denken. Mädchen waren schon gegen 40 da, und dazu meldeten sich immer noch neue, welche dringend um Aufnahme baten, die wir aber zu unserem Leidwesen auf später vertrösten mußten. Wenn ich am Morgen aufstand, mußte ich, da die Schule zugleich unser Schlafzimmer war, sehr vorsichtig sein, um nicht einem dieser kleinen auf den Kopf zu treten. Gewöhnlich hob ich einige ganz sachte auf und legte sie quer über die andern. Sie ließen sich das ruhig gefallen, ja, in der Regel schliefen sie so fest, daß sie darüber gar nicht erwachten. — Desgleichen war auch unsere Kapelle nur eine provisorisch errichtete Blechhütte, in der es unter Tags ebenso heiß, wie Nachts kalt war.

Unsere Hoffnung war die neue Station auf unserer eigenen Farm, woselbst unsere Brüder bereits mit der Herstellung der neuen Gebäulichkeiten beschäftigt waren. Am 2. August 1892 fand unter allgemeinem Jubel der Umzug dorthin statt. Doch auch hier sah es noch armselig genug aus, ja in manchen Stücken kamen wir buchstäblich aus dem Regen in die Traufe. Eine mit Blech gedeckte Lehnhütte, 16 Fuß lang und 16 Fuß breit, diente unsern 42 Kindern als Schul-, Ess- und Schlafzimmer. Jeden Abend wurde ausgeräumt: Bänke, Tisch und Schultafel mußten heraus, um Platz zu gewinnen für die nötigen Schlafstellen. Am Morgen zog man damit wieder aus, und Bänke, Tisch und Schultafel kamen wieder herein.

Einmal schien es uns nachts, als bewege sich etwas wie eine Schlange zwischen den Betten. Im Nu waren wir alle in der Höhe, allein da wir trotz allen Suchens nichts Gefährliches entdecken konnten, legten wir uns wieder nieder. Einige Tage später fand ich in der Schublade, die ich jeden Abend aus dem Tisch herausnahm und unter das Bett stellte, unter einem Heft, in einen dichten Knäuel zusammengerollt, — eine Schlange! Nun eilte schnell unsere wackere Angela herbei, tötete sie mit ein paar wohlgezielten Hieben und bestete sie zuletzt zum Schrecken aller andern mit einer Nadel an ihre Schürze. Ich aber dankte im stillen Gott, daß die Gefahr so glücklich vorüber gegangen war. Unsere Kapelle war noch ohne Dach, und da bei windigem Wetter die Kerzen auf dem Altare auslöschten, mußten wir öfters auf die hl. Messe verzichten. Das Schwesterzimmer hatte nur den nackten, ungestampften Boden. Unter dem Tische wuchs Gras, so daß wir von Zeit zu Zeit im eigenen Hause jäten mußten. Gleich in den ersten Tagen begannen wir mit dem Anlegen eines Gartens; allein, da wir im Winter gekommen waren, dauerte es 4—5 Monate, bis wir das erste Gemüse daraus holen konnten. Milch und Eier, Butter und Fett, sowie Gartengemüse jeglicher Art waren uns lange Zeit unbekannte Dinge. Unser Mittagessen bestand aus Erbsen und Bohnen, und am Abend hatten wir zur Abwechslung Bohnen und Erbsen. Sehr sparsam mußte man auch mit dem Brot umgehen, da die Frucht für's Mehl zu teuer war.

Einmal war unser P. Superior krank. Wir schickten ein größeres Mädchen fort, um irgendwo in der Nachbarschaft Milch zu holen, allein sie kam mit der leeren Flasche zurück. Selbst um Geld und gute Worte war nirgends ein Tropfen Milch zu haben. Man wird daher den Jubel begreifen, mit dem wir Ende Oktober die ersten Kühe bearbeiteten, die uns vom Mutterhaus gekauft worden waren.

Natürlich hatten von dieser allgemeinen Not auch unsere Schulkinder zu leiden. Ihre einzige Nahrung Morgens, Mittags und Abends bestand in Weizenbrot, hier Pallitsch genannt. Wenn wir ihnen nichts mehr zuzuwenden ein Stück Brot, oder einige Gartenfrüchte geben können; doch daran war nicht zu denken. (Schluß folgt.)

Zwei starke Knaben.

Der Vorbereitungsunterricht für die hl. Kommunion hat nunmehr wohl überall begonnen. Nebenbei geben sich alle, welche des hohen Glückes teilhaftig werden sollen, Mühe, gut sich vorzubereiten. Die Kinderschule müssen jetzt abgelegt, etwas Geisteserfnisse soll in jedes Kind kommen. Da seien ihnen denn heute einige Beispiele aus der Zeit der ersten christlichen Kämpfe, aus der Zeit der Christenverfolgungen im römischen Reich vor Augen gestellt. In den ersten Tagen des Monats im Jahre 304 wurden in Rom wieder einige zwanzig Christen ergriffen, mit Fesseln aneinander gebunden, unter den unerbittlichsten Mißhandlungen der Wächter, sowie unter den Beschimpfungen und Steinwürfen des Pöbels durch die Straßen getrieben und dann in einen schauerlichen Kerker geworfen. Unter diesen befand sich auch der Praefectus, ein Knabe von 14 Jahren. Er war in Wien nach Rom gekommen, dort im Christentum unterrichtet und von dem hl. Papst Marcellinus selbst getauft worden. Als der Richter zu ihm sprach, er möge doch seines zarten Alters schonen, dem Kaiser gehorchen und den Göttern opfern, da bezeichnete sich der heldenmüthige Knabe mit dem hl. Kreuzzeichen und antwortete fest: „Ich bin ein Diener Christi. Ich kenne ich mit dem Munde, an ihm halte ich fest mit meinem ganzen Herzen, ihn bete ich unablässig an. Wenn ich auch in Deinen Augen ein Knabe bin, ich habe deshalb doch die Weisheit des Greisenalters, da ich nur einen Gott verehere. Deine Götter aber sind ihren Anbetern sind dem ewigen Verderben geweiht.“ Als er nach dieser Rede auf den Mund geschlagen und mit Nuten gereizt wurde, sagte er ruhig zu dem Richter: „Ich danke Dir, daß auch ich etwas von der Strafe leide, welche über meinen Heiland verhängt wurde.“ Ähnlich benahmen sich die Genossen des Praefectus. Der wütende Richter ließ sie sämtlich wieder ins Gefängnis zurückführen, um sie in den nächsten Tagen teils den wilden Tieren vorwerfen, teils erhandeln zu lassen. Die Glaubenshelden ließen sich durch nichts in ihrem Mute wankend machen. Im Kerker bereiteten sie sich durch gemeinschaftliches Gebet und frommen Psalmengesang auf ihren letzten Kampf vor. Nur einen Wunsch hatten sie noch für den Rest des irdischen Lebens, nämlich sich durch den Gesang des hl. Abendmahles für das Martertum zu stärken, und schwere Sorge bereitete ihnen der Gedanke, daß es vielleicht den Vorstehern der Kirche unmöglich sein würde, ihnen diesen Trost zu verschaffen. Deshalb aber gedachten zu derselben Zeit mit innigster Teilnahme ihrer gefangenen und zum Tode verurteilten Mitbrüder. In jenen unterirdischen Gewölben, die man Katacomben nennt und die jetzt noch vorhanden sind, versammelten sie die Gläubigen um sich, richteten das heilige Opfer, beteten für die neuen Märtyrer und beratschlagten, auf welche Weise am besten die hl. Wegzehrung in den Kerker gebracht werden

könnte. Dieses hielt unter den damaligen Umständen ungemein schwer. Alle Diener des Heiligtums waren durch mehrere abtrünnige Christen den Feinden verraten und von diesen genau aufgezeichnet; sie standen jeden Augenblick in Gefahr, von den zahlreichen Spionen entdeckt und ergriffen zu werden. Bei Tage konnten sie darum kaum anders, als ganz verkleidet ausgehen.

Das heilige Brot lag auf dem Altare in einem kostbaren Gefäße bereit. Der Priester, welcher das Opfer gefeiert hatte, hielt vom Altare aus Umschau, wem er wohl am sichersten die wichtige und gefährliche Sendung anvertrauen könne. Sämtliche geweihte Diener des Heiligtums fühlten den Mut dazu; manche mochten gar den Wunsch hegen, durch Ueberbringung des heiligen Sakramentes sich selbst den Weg zum Martirium zu öffnen. Aber bevor noch sonst jemand hervortreten konnte, kniete schon ein junger, etwa dreizehnjähriger Alfolyth, namens Tarfizius, zu den Füßen des Priesters. Sein unschuldiges Engelgesicht erglühete vor heiligem Eifer, er streckte die Hände aus und bat, ihm das heilige Wand anzuvertrauen. Alfolythen hieß eine Klasse der niederen Altardiener, welchen jene Verrichtungen oblagen, die heutzutage von den Mesdienern und teilweise vom Küster besorgt werden. Sie erhielten eine besondere Weihe für ihr Amt; es ist dieses eine von den sogenannten vier niederen Weihen, welche auch jetzt noch den Geistlichen vor dem Empfange der drei höheren Weihen erteilt werden. In jenen drangsalvollen Zeiten wurde auch wohl, wenn es die Umstände erforderten, den niederen Altardienern das hl. Sakrament übergeben, um es den Märtyrern oder Sterbenden zu überbringen. — „Du bist noch zu jung, mein Kind“, sagte der Priester, gerührt durch den Anblick des Knaben. — „Meine Jugend, ehrwürdiger Vater, wird gerade mein bester Schutz sein. O, verlaße mich doch nicht diese größte Ehre!“ Und Tränen glänzten in den Augen des Knaben, und seine Wangen glühten vor andächtiger Rührung, als er diese Worte aussprach. Er streckte von neuem verlangend die Hände aus und flehte mit so rührender Inständigkeit, daß der Priester nicht mehr widerstehen konnte. Er nahm das heilige Sakrament, wickelte es sorgfältig in ein leinenes Tuch, umhüllte es noch mit einem zweiten Tuche und legte es dem Knaben in die Hände mit den Worten: „Bedenke, Tarfizius, welcher ein Schatz deiner schwachen Hand anvertraut wird! Vermeide auf deinem Wege die öffentlichen vielbesuchten Plätze; bedenke, daß man das Heilige nicht den Hunden und die Perlen nicht den Schweinen vorwerfen darf. Willst du denn Gottes heilige Gabe getreu behüten?“ „Ich will lieber sterben, als sie verraten“, antwortete der Knabe, verbarg den himmlischen Schatz in dem Busen seines Gewandes und trat seinen Weg an. Auf seinem Gesichte lag fromme Sammlung und ein für sein Alter ungewöhnlicher Ernst, als er leichten Schrittes durch die Stadt eilte, gleich besorgt, sowohl die sehr belebten Straßen, als auch die verborgenen Gassen zu vermeiden. Als er der Lüre eines großen Hauses nahe kam, erblickte ihn die Herrin desselben, eine reiche Dame ohne Kinder. Seine Schönheit und der liebliche Ausdruck seines Gesichtes, während er, die Arme über die Brust gekreuzt, vorbeieilte, fiel ihr auf. „Warte einen Augenblick, liebes Kind“, sagte sie, ihm in den Weg tretend; „sage mir, wie du heißest und wo deine Eltern wohnen.“ „Ich bin Tarfizius, ein Waisenknabe“, antwortete er,

indem er lächelnd aufblickte; „und ich habe keine Wohnung, als nur eine, von der du vielleicht nicht gerne hören würdest.“ „Dann komme in mein Haus und ruhe dich aus; ich habe etwas mit dir zu reden. O, hätte ich ein Kind, wie du bist!“ „Jetzt nicht, edle Frau, jetzt nicht! Ich habe einen wichtigen und heiligen Auftrag zu besorgen, und ich darf keinen Augenblick zögern.“ „Dann versprich mir, morgen zu kommen, dies ist mein Haus.“ „Wenn ich noch lebe, will ich kommen“, antwortete der Knabe mit freundlichem Blicke. Er kam ihr wie ein Bote aus einer höheren Welt vor. Sie sah ihm lange nach, und nach einiger Ueberlegung entschloß sie sich, ihm zu folgen. Gleich darauf aber hörte sie einen Lärm und ein schreckliches Geschrei; sie blieb stehen, bis es verstummte und ging dann weiter. Mittlerweile eilte Tarfizius voran, in seinen Gedanken mit etwas besserem beschäftigt, als mit dem Erbe der reichen Dame. Er kam auf einen freien Platz, wo Knaben, die eben aus der Schule entlassen waren, ihr Spiel begannen. „Es fehlt gerade noch einer für das Spiel; wo finden wir den?“ fragte einer von ihnen. „Vortrefflich!“ rief ein anderer aus, „da kommt Tarfizius, den ich seit einem Jahrhundert nicht mehr gesehen habe. Er war früher ein guter Kamerad bei allen Spielen. Komm, Tarfizius“, fügte er bei, indem er ihn beim Arme faßte und anhielt, „wohin so geschwind? Nimm an unserem Spiele teil; du bist auch brav.“

„Ich kann jetzt nicht, Petilius; ich kann jetzt ganz gewiß nicht. Ich habe einen sehr wichtigen Auftrag zu besorgen.“ „Aber du sollst!“ rief der andere, der zuerst gesprochen, ein starker und zankstüchtiger Knabe, und hielt ihn fest. „Ich bitte dich“, sagte der arme Knabe ängstlich, „laß mich gehen!“

„Nein“, erwiderte der andere. „Was verbirgst du denn so sorgfältig im Busen? Wohl einen Brief? Nun, der wird nicht verderben, wenn er eine halbe Stunde lang außer seinem Neste ist. Gib ihn her, ich will ihn so lange aufheben, bis das Spiel zu Ende ist.“ Und damit griff er nach dem Heiligtume.

„Nein, nein!“ antwortete Tarfizius zum Himmel aufblickend. „Ich will es sehen!“ sagte der andere barsch; „ich will wissen, was das für ein wunderliches Geheimnis ist.“ Er fing an, den Knaben in roher Weise hin und her zu zerren. Ein Haufen Menschen sammelte sich um sie, und alle fragten neugierig, was es gebe. Sie sahen zwei Knaben, von denen der größere und stärkere, dem anderen das, was er trug, zu entreißen suchte, während letzterer mit gekreuzten Armen allen Angriffen seines Gegners Widerstand leistete, als wäre er mit einer übernatürlichen Kraft ausgerüstet. Stoßen, schlagen, zerren — alles schien vergeblich zu sein: Der Angegriffene trug alles ohne Murren und ohne einen Versuch, wieder zu schlagen; aber er gab nicht nach.

„Was ist das? Was mag das sein?“ fragte einer den andern, als ein gewisser Fulvius vorbeiging und auf den Lärm hinzutrat. Dieser war ein grimmiger Feind der Christen, deren verborgene Versammlungsorte er auf alle mögliche Weise aufzuspüren suchte, um sie zu verderben. Es war ihm sogar einmal gelungen, bei der Weihe gegenwärtig zu sein, und bei dieser Gelegenheit hatte er auch den Tarfizius wahrgenommen. Er erkannte ihn gleich wieder und antwortete deshalb auf die Frage der Umstehenden: „Was das zu bedeuten hat? das weiß ich ganz genau. — Der Knabe ist ein Christenese, der die Geheimnisse

trägt.“ Das war genug. Die Neugierde der Heiden, die Geheimnisse der Christen zu sehen, und das Verlangen, dieselben zu verhöhnern, war geweckt, und von allen Seiten rief man dem Tarfizius zu, er solle zeigen, was er träge. „Nie, so lange ich lebe“, war die einzige Antwort. Ein heftiger Faustschlag eines Schmiedes betäubte ihn, und sein Blut floß. Ein Schlag folgte auf den andern, bis er endlich mit Beulen bedeckt, aber die Hände noch immer fest vor die Brust haltend, zu Boden fiel. Der Pöbel drängte sich herbei und man wollte ihn gerade sein heiliges Pfand entreißen, als die Glenden plötzlich mit Riesenkraft nach rechts und links auseinander gestoßen wurden. Einige taumelten bis zum anderen Ende des Platzes zurück; andere wurden, sie wußten nicht wie, umfaßt und zu Boden geworfen; die übrigen ergriffen die Flucht. Ein großer riesenmäßiger Offizier hatte die Verwirrung angerichtet. Sobald er den Platz vom Pöbel geleert hatte, kniete er nieder und hob mit Tränen in den Augen den zerشلagenen und ohnmächtigen Knaben auf, so sanft, wie nur eine Mutter es hätte tun können. Er fragte dann in dem freundlichsten Tone: „Bist du stark verletzt, Tarfizius?“ „Das tut nichts, Quadratus“, antwortete der Knabe, indem er lächelnd die Augen aufschlug; „aber ich trage die göttlichen Geheimnisse; bringe sie in Sicherheit.“ — Der Soldat nahm nun den Knaben mit zehnfacher Ehrfurcht auf seine Arme, — trug er ja nicht nur ein jugendliches Opfer, einen Märtyrer, sondern den König und Herrn der Märtyrer selbst und das göttliche Opfer der ewigen Erlösung. Tarfizius lehnte zutraulich sein Haupt an die Brust des kräftigen Soldaten, aber mit den Händen hielt er den ihm anvertrauten Schatz fest, und dem Träger war die doppelte heilige Last nicht schwer. Niemand hielt ihn auf, bis ihm eine Dame begegnete und ihn erstaunt anblickte. Sie trat näher und sah genauer zu, was er trüge. „Ist es möglich?“ rief sie schauernd aus. „Ist das Tarfizius, den ich eben noch so schön und lieblich gesehen habe? Wer hat das getan?“ „Edle Frau“, erwiderte Quadratus, „sie haben ihn ermordet, weil er ein Christ war.“ Die Dame sah dem Knaben ins Gesicht. Er schlug die Augen auf, sah sie lächelnd an und starb. Durch diesen Blick kam ihr das Licht des Glaubens; sie wurde bald nachher auch eine Christin. Quadratus trug den Hingeshiedenen zu dem Priester, der ihn mit den hl. Geheimnissen ausgesandt hatte. Der ehrwürdige Mann konnte vor Tränen kaum sehen, als er die noch immer gekreuzten Hände des kleinen Märtyrers aufhob und das Allerheiligste unverletzt aus seinem Busen herausnahm. Es war ihm, als sähe der Knabe jetzt noch mehr einem Engel gleich, als vor kaum einer Stunde, wo er noch lebte. Quadratus trug ihn alsdann nach einer Begräbnisstätte der Christen, von wo später seine Reliquien nach der Kirche des hl. Sylvester übertragen wurden.

Aus „Modernes ABC“ von P. Brors, S. J.

(Fortsetzung.)

Zum Papstjubiläum.

In diesem Jahre feiert der hl. Vater Papst Pius X. sein goldenes Priesterjubiläum. In allen Diözesen finden deshalb Feierlichkeiten statt, welche dazu dienen, die Verehrung und Anhänglichkeit an

das Papsttum und den päpstlichen Stuhl zu vermehren. Andererseits ruhen auch die Feinde der Kirche nicht, die Gläubigen am Papsttum irre zu machen und vor ihm loszureißen, weil diese losgetrennten Zweiglein am sichersten verdorren. Dazu bemühen sie alle möglichen Einwände und Verläumdungen. So kann man am oftesten hören:

„Der Papst hat seine Macht usurpiert. Wie kann der Papst Richter über die Menschen sein, wenn er selbst nichts taugt? Wie viele schlechte Päpste aber hat es doch gegeben! Das Papsttum wird immer so gerühmt und rühmt sich selbst — ein wenig Bescheidenheit wäre besser am Platze, wenn man sich der Skandalgeschichte von der Päpstin Johanna erinnern wollte!“

Darauf antworten wir mit dem P. Brors in seinem ABC:

R. Die Päpste haben ihre Machtbefugnisse nicht zu jeder Zeit ausüben können oder wollen. Allmächtig hat sich ihr Machtbereich erweitert; aber nicht ihre Macht. Denn diese haben sie von Christus, der den Petrus zum Fundamente seiner Kirche und zum Hirten seiner Herde gemacht hat. Damit ist der Papst der Statthalter Christi auf Erden, der oberste Bischof, Bischof der Bischöfe, der erste Souverain d. h. unabhängig von jedem anderen Fürsten, der unfehlbare Lehrer der Völker, der Hirt und Vater aller Christen, der Nachfolger Petri, der erste und beste Schiedsrichter der Mächte. Diese große Macht haben die Päpste nicht usurpiert, sondern besitzen sie kraft göttlichen Rechtes. Die Urkunde steht Matth. 16, 18 und Joh. 21, 15 ff.

Wie kann der Papst Richter sein, wenn er selbst nichts taugt? Ebenso gut wie ein David König sein konnte trotz seiner Sünde; ebenso wie so viele Herrscher Herrscher von Gottes Gnaden sind und bleiben, wenn ihre Moral auch nicht unantastbar ist; ebenso gut wie ein Richter über andere Menschen richten kann, wenn er auch selbst nicht ohne Makel ist.

Es gibt keinen Thron, der würdigere Männer getragen hat als der päpstliche Thron. Wenn auch unter den 259 Päpsten ein Alexander VI. war, den wir nicht rein waschen wollen, so muß man geradezu staunen über die geringe Zahl der Päpste, an denen man etwas aussetzen kann.

Wie viele schlechte Päpste hat es doch gegeben! ruft man mit Emphase aus. Wie viele denn? heraus mit den Namen!

Die Skandalgeschichte mit der Päpstin Johanna ist eine Erfindung.

Die Fabel taucht erst bei Stephan de Borbome (+ 1261) und Martinus Polonus (+ 1278) auf, während die Päpstin Johanna nach Leo IV. (847—855) und vor Benedict III. regiert haben soll. Die ganze Fabel wird allein durch die feststehende Tatsache widerlegt, daß Benedict III. unmittelbar auf Leo IV. folgte (855—858). Die Fabel scheint entstanden zu sein durch Auffindung eines mit einer Inschrift versehenen Steines, den man für einen Grabstein hielt und durch eine an demselben Orte aufgefundenene Statue mit angeblich weiblichen Kleidern.

Wenn daraus nicht die Echtheit der Geschichte von der Päpstin Johanna sofort einleuchtet — der ist eben ein vernünftiger Mann.